

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Heimkehr in's Vaterhaus

[urn:nbn:de:bsz:31-339414](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339414)

wie's in der allbekannten Bürgerschaft von Schiller heißt.

Welch unliebsamer Empfang dem übertölpeltem Bottschafter daheim von Seiten seiner erbosten Herrschaft zu Theil ward, kann der geneigte Kalenderleser sich leicht denken.

Der Klügste gibt nach.

Zwei Männer waren in einer Gesellschaft mit harten und hitzigen Worten scharf aneinander gerathen. Auf guter Leute, Freunde der Eintracht und des Friedens, dringliches Zusprechen, war der Eine gewichen und hatte dem Andern das Poltern, Fluchen und Schimpfen allein überlassen; doch war ihm hernach diese Nachgiebigkeit fast leid, weil er meinte, daß ihm dies von den Anwesenden beim Wortfret als Feigheit und Zaghaftigkeit gedeutet und daß Jener dadurch bezogen werden könnte, ihn noch oft zu beschimpfen, da's ihm heute so glatt und frei vorüber gegangen sei. Ein frommer, friedliebender Greis, Namens Gottlieb, dem der Nachgiebigkeit sein Bedenken wegen seines versöhnlichen Verhaltens bei dem stattgehabten Wortwechsel fast klagend mittheilte, belehrte ihn eines Bessern, indem er sagte: „Lieber, wenn Ihr einen Berg hinansteiigen wolltet und es würde Euch ein großer Stein oder Klotz entgegen gerollet, könntet Ihr es wohl auch für feig und schimpflich achten, beiseit zu treten und denselben vorbei poltern zu lassen? Nun, was ist denn Schimpfliches daran, wenn man einem Menschen, welchen der Trunk und Zorn in's Rollen und Poltern gebracht hat, ausweicht und ihn walten läßt, bis er sich besinnet und sein erregtes Gemüth Ruhe findet in der Reue? Wer seinen Willen bricht und nachgibt, der ist im Hinaufsteigen, wer sich aber von seinen Begierden und seinem Zorn bemeistern läßt, der ist im Fallen begriffen.“

In der Gesangstunde.

Der alte, nur wenige Zeilen enthaltende Liedervers nach eigener Melodie, in welchem das bekannte hebräische Jubelwort „Hosianna“ fünfmal vorkommt, wurde neulich in einer hiesigen Mädchenschule gesungen. Die sechsjährige Bertha, sonst ein recht freundliches und gelehriges Töchterlein, machte, während des Singens, ein ziemlich trübes und ernsthaftes Gesicht und auf Befragen der Lehrerin, die solches wahrnahm, warum es denn bei dem schönen und heitern Gesang so finster und verdrießlich dreinschaue, gab das Mägdelein die ganz ernsthafteste Antwort: „Do mühen m'r allewhl nurr Hosianna singe, köennt m'r denn nit au emol Hosianna seze? S'isch doch au e schöener Name!“

Heimkehr in's Vaterhaus.

(Mit einer Abbildung.)

Der liebe, von der frühlichen Kinderwelt so sehnlich erwartete Christabend war endlich angebrochen, und der Lichtlein heller Schimmer an den Tannenbäumen fing an, die zur Bescherung bestimmten wohllichen Räume mild zu erleuchten. Besonders glänzend sah in der alten großen Handelsstadt Hamburg an dem schiffbaren Elbstrom eine Straße aus, in welcher vorzugsweise reiche Kaufleutesfamilien wohnten. Durch die hohen Spiegelfenster der prachtvollen, palastähnlichen Häuser warfen die angezündeten Weihnachtsbäume ihren strahlenden Glanz hinaus in die dunkle Winternacht. Wer an jenem Abende durch diese Straße zog, mußte eine Ahnung bekommen von dem Reichthum der glücklichen Bewohner der stattlichen Gebäude und von den herrlichen Gaben, die drinnen auf dem Bescherungstische lagen. Ein einziges Haus nur sah ziemlich dunkel und düster aus. Die wenigen erleuchteten Fenster dieses Hauses bewiesen, daß in den Stuben nur hier und da eine Lampe brannte, wie an einem gewöhnlichen Abende. Kein Schimmer des grünen Weihnachtsbaumes war zu sehen, kein froher Weihnachtsjubel zu hören! Das Haus gehörte dem Kaufmann Bromme, wohl einem der reichsten Bürger Hamburgs. Er bewohnte das weitläufige, prachtvolle Gebäude mit seiner Gattin und seiner Dienerschaft. In dem fast fürstlichen Bau jedoch waltete und herrschte ein gar trübseliger Geist. Des reichen Mannes Blick war finster, sein Gang gebeugt, sein Antlitz zeigte nicht die geringste Spur des Lächelns und der Freude. Auch seine Gattin war nicht heiter gestimmt; ihr vor der Zeit gebleichtes Haar und ihr faltenreiches Angesicht verkündeten die schwere Trauer, den Gram und den Kummer eines betrübten Mutterherzens. Kaufmann Bromme und seine Frau standen allein und kinderlos in der Welt. Niemals fühlten sie ihre Einsamkeit schwerer und drückender als am Christabend, da sonst in den Häusern, auch in den geringsten, gewöhnlich Jubel und Freude herrschen bei Jung und Alt!

Es war freilich einst ganz anders gewesen in diesem jetzt so vereinsamen Hause. Des Vaters und der Mutter Augen hatten mit Stolz und Wohlgefallen auf den lieblichen Knaben geblickt, der, wie sie wünschten und hofften, zu ihrer Freude heranwachsen werde. Doch, je älter der Sohn wurde, desto mehr trat der Zwiespalt, welcher zwischen ihm und dem Vater frühe schon eine Scheidewand zog, in trauriger Weise hervor. Herr Bromme war ein ernstster und gewissen-

hafter Mann, welcher sich den Arbeiten und Sorgen seines weitausgebehnten Handelsgeschäftes mit großem Fleiße und in hingebender Treue unterzog und solches aber auch von seinem Angestellten, vor allem von seinem Sohne Rudolph forberte, auf den einmal der Glanz und die Ehre des weitbekannten Hauses übergehen sollten. Für des Lebens eitle Freuden und die Anbrüche der sorgenlosen Jugend, hatte der strenge Vater weder Sinn noch Verstandniß. Rudolph hingegen war ein leichtsinniger und leichtlebiger Jüngling, der wenig Behagen fand an den einsörmigen Arbeiten und Schreibereien am väterlichen Geschäftspult, und sich denselben so viel wie möglich zu entziehen suchte. Diese Saumseligkeit schon erregte des Vaters Unzufriedenheit und veranlaßte ihn zu ernstlichen Vorstellungen. Dazu kam noch, daß Rudolph in Gesellschaft gleichgesinnter Altersgenossen ein ziemlich unordentliches und ausschweifendes Leben führte. Er fehlte oft während ganzer Tage bei der Arbeit und kam sogar in mancher Nacht nicht nach Hause. Von theilnehmenden Freunden erfuhr der besorgte Vater oftmals betrübende Nachrichten über das tolle Leben und Treiben seines entarteten Sohnes. Die bedeutenden Summen, welche er auf eingelaufene Rechnungen für den jungen Verschwenker bezahlen mußte, erbitterten ihn immer mehr und mehr. Mit begütigenden, vermittelnden Worten hatte es die sanfte Mutter fort und fort versucht das traurige Verhältniß zwischen Vater und Sohn erfreulicher zu gestalten, was bisweilen gelang, leider aber nicht lange andauerte, denn mit jedem Jahre wurde beiderseitig das Zermürniß größer und bedenklicher. Der Vater zürnte dem Sohne, der, wie er klagend sagte, die Früchte seines langjährigen Fleißes vergeubete und seines Hauses guten Namen endlich mit Schimpf und Schande bedecken würde. Hinwieder grollte Rudolph dem strengen Vater, der ihm, wie er in seiner Verbrennung meinte, gar kein Vergnügen und keine Freude gönnen wollte. Am 24. Dezember 1852, also am Tage vor dem Christfeste, war der längst gehegte Groll endlich zum heftigsten Ausbruch gekommen. Mehrere Tage lang hatte Rudolph sich gar nicht in den Geschäftsräumen blicken lassen. Eine wichtige Arbeit, die Vater Bromme ihm aufgetragen, hatte er unverzeihlicher Weise gänzlich versäumt und unterlassen. An jenem Tage hatte der Kaufherr die betrübende Nachricht erhalten, daß durch diese Versäumniß Rudolphs ein beträchtlicher Verlust für ihn entstanden sei. Zugleich war ihm zu Ohren gekommen, daß der junge Leichtsinnige, mit

einigen übel berüchtigten Taugenichtsen, während etlicher Tage und Nächte hindurch in Saub und Braus gelebt und viel Geld verschwendet habe in unverantwortlicher Weise. Dies alles hatte das Vaterherz außerordentlich erbittert und erzürnt und es mußte sich Luft machen in heftigen Worten und bittern Vorwürfen, welche mit der Drohung schlossen, daß, wenn Rudolph seinen schlechten Lebenswandel nicht änderte, er aus dem Handelsgeschäft und aus dem väterlichen Hause verwiesen würde. Der Leichtsinnige brachte leere Entschuldigungen vor, sogar Klagen über die allzu strenge Behandlung, die er daheim erdulden müsse, wodurch Herr Bromme ganz außer sich gerieth vor Erbitterung und die Zornesworte ausstieß: „Geh' mir aus den Augen, du Tagedieb, du Taugenichts!“ Hierauf ergriff Rudolph seinen Hut und verließ das Elternhaus in stürmischer Eile.

Seit dieser unglückseligen Stunde hatte der verlorene Sohn sich nicht mehr daheim sehen lassen. Er hatte wohl einen Brief an die Eltern geschrieben, in welchem aber nur Klagen über harte, lieblose Behandlung standen, doch nicht das kleinste Wort der Reue. Zornig zerriß der Vater den Brief, während die weiche Mutter stille, bittere Thränen weinte. Mehrere hange und traurige Tage gingen langsam vorüber und zufällig erfuhren die Eltern, Rudolph sei mit einem ihm befreundeten Schiffskapitän nach Amerika gefegelt. Von dort aus schrieb er im ersten Jahre freilich wohl einige Briefe nach Hamburg, allein der immer noch zürnende Vater erbrach keinen derselben, sondern warf sie ungelesen in's Feuer und keine Zeile, kein Wort der Erwiderung wurde dem Sohne vom Vater zu Theil. Die trostlose Mutter konnte nicht schreiben, da sie Rudolphs Aufenthalt nicht erfuhr. Auch hatte Herr Bromme mit aller Strenge ihr verboten, einen vielleicht ihr zugesandten Brief ohne sein Wissen und wider seinen Willen zu beantworten. Was das liebende Mutterherz unter solchen betrübenden Umständen litt, kann der theilnehmende Leser sich leicht denken! —

Wochen, Monden und Jahre vergingen in Zagen und Bangen, bis plötzlich ein Lichtstrahl das Dunkel in etwas erhellte. In befreundeten Kreisen erfuhr Frau Bromme zufällig beruhigende Nachrichten von Rudolph, daß es ihm gut in Amerika gehe, daß er glücklich verheirathet und ein tüchtiger Geschäftsmann geworden sei. Wohl ließ nun die Mutter ihren fernen Sohn gelegentlich, aber heimlich, grüßen und ihm durch fremde Hand Nachricht zukommen aus dem elterlichen Hause. Doch kein Brief von ihr ging

jemals an ihn ab, keiner brachte ihm Kunde, daß des Vaters Zorn sich gelegt habe und er geneigt sei zur Versöhnung mit seinem Sohne.

Vom zweiten Jahre ab waren keine Briefe aus Amerika, von Sohneshand geschrieben, im Handelshaufe Bromme angelangt. Der strenge, unbeugsame Kaufherr hatte auf die Klagen, Bitten und Thränen seiner armen Hausfrau nur die einzige Erwiderung, daß er den ungerathenen Sohn aus seinem Herzen verbannt habe und durchaus nichts mehr von ihm hören wolle. Da war's natürlich, daß seit dem Jahre 1852 jedes Weihnachtsfest zu einem gar traurigen sich gestaltete für die gebeugten Eltern. An diesem Tage ging der Vater in stillem, aber finstern Groll einher, und die Thränen der Mutter flossen, wenn auch im Verborgenen, um so reichlicher als sonst. Im ganzen Hause durfte kein Christbaum angezündet werden. Ganz in der Stille vertheilte Frau Bromme mit wohlthätiger Hand reiche und nützliche Gaben an die Armen. Kamen dann die Beschenkten zu ihr, um herzlich zu danken, so sagte sie traurig und wehmüthig: „Betet für meinen armen Sohn, der fern von mir umherirrt und vielleicht noch ärmer ist als ihr! Dies ist der einzige Dank, den ich von euch wünsche.“

So waren allmählig zehn Jahre vergangen in Gram und Groll. Der Christabend des Jahres 1862 kam heran. Frau Bromme wollte diesmal ihrem tiefgebeugten Gatten eine Freude bereiten. Mehrere Geschenke hat sie für ihn gekauft und auch selbst verfertigt. Auch ließ sie einen Tannenbaum, den ersten seit zehn Jahren, heimlich in's Haus bringen. Unter Thränen schmerzlicher Erinnerung hat sie in ihrer Stube den Weihnachtstisch geordnet mit den Gaben für ihren Lebensgefährten. Nun will sie die Lichtlein anzünden, doch plötzlich kommt ihr der Gedanke, diese Ueberraschung könnte ihrem Gatten unangenehm sein, daher sie sich rasch entschließt, denselben auf die beabsichtigte Bescherung vorzubereiten und dazu seine Einwilligung zu erbitten.

In seinem Zimmer sitzt der alte Herr vor dem wärmenden Kamin und schaut düster und unmutig vor sich hin. Die treue Gattin tritt neben ihn, legt ihre Hand leise auf seine Schulter und spricht sanft: „Lieber Ferdinand, darf ich dir wohl einen gutgemeinten Vorschlag machen?“

„Warum nicht?“ erwidert der Kaufherr gleichgültig, ohne sich umzuwenden, und Frau Bromme, dadurch eingeschüchtert, fährt in schmeichelndem Tone fort: „Du weißt, lieber

Ferdinand, wir haben seit zehn Jahren keinen Christabend mehr gefeiert.“

„Ich dachte doch“, meint der Gatte finster und erregt, „die Weihnachtsfeier vor zehn Jahren wäre so gründlich mißlungen, daß dir für immer die Lust zu einer Wiederholung hätte vergehen müssen.“

„Und doch möchte ich dir gern wieder einmal eine Freude bereiten,“ bittet die zärtliche Hausfrau weiter, ohne sich abschrecken zu lassen durch die barschen Worte. „Ich habe dir einige kleine Geschenke gekauft und auch selbst für dich verfertigt. Drüben liegt alles auf dem Tische und soll dich erfreuen. Darf ich den Christbaum anzünden?“

Bei dieser so herzlichen Bitte brauste der strenge Kaufherr zornig auf und sagte: „Frau, wenn du mich lieb hast und nicht willst, daß ich ernstlich böse werden soll, so sprich mir kein Wort von Weihnachten und vom Christbaum! Fort, schnell fort, in's Feuer damit!“ Sprach's, springt von seinem Sessel auf und durchrennt die Stube mit großen, heftigen Schritten.

„Aber, lieber Ferdinand, willst du mir nicht diese kleine Freude gönnen?“ flehet Frau Bromme, welche Wüthe hat ihre Thränen zurückzuhalten.

„Kein Wort mehr davon!“ poltert der Erzürnte auf, oder ich laufe zum Hause hinaus!“ Es ist just als hätte der zehnjährige finstere Groll plötzlich sich Luft machen wollen. Schluchzend verläßt die erschreckte Gattin das Zimmer, und der einsam Zurückgebliebene setzt sich wieder an das Kamin und blickt düster und grollend in die lodernde Flamme, während die Gattin, schmerzlich weinend, drüben im Bescherungszimmer die für ihren Eheherrn bestimmten Gaben in einem Schranke verbirgt, damit deren Anblick seinen Zorn nicht auf's neue reizt. —

Mittlerweile ist ein Wagen an dem Hause vorgefahren. Herr und Frau Bromme, ganz theils in Groll, theils in Schmerz versunken, haben nichts von dem Anhalten des Wagens gehört. Nun werden einige Thüren im Hause leise geöffnet. Bald darauf tritt Friebich, der alte Diener, vorsichtig, aber mit freudig überraschten Blicken, zu seiner verehrten Herrin in's Zimmer und meldet, daß soeben etliche Fremde angekommen seien, welche brunten im ersten Stockwerk die Hausfrau zu sehen wünschten; sie möge sich doch gefälligst hinab bemühen. Höchst verwundert und überrascht willfahrt Frau Bromme diesem unerwarteten Ansuchen. Bald darauf klingel von unten her ein mühsam unterdrückter Freudenruf, begleitet von Grüßen und

Küssen und zugleich auch von lautem Schluchzen! Was mag da wohl vorgefallen sein?

Der alte, trübsinnige Herr oben am Kamin hat nichts davon gehört. Noch immer sind Groll und Zorn auf seinem Antlitze zu lesen, doch scheint's bisweilen, als ob eine tiefe Wehmuth und augenblickliche Rührung seine harten, finstern Züge milder und freundlicher gestalteten. Eine halbe Stunde mochte so vergangen sein, als die Thüre seines Zimmers leise geöffnet wurde. Ein Knabe von acht Jahren und ein etwa sechsjähriges Mädchen treten schüchtern und zaghaft ein. Anfänglich hat's Herr Bromme nicht bemerkt, auch das durch ihr Eintreten verursachte leise Geräusch nicht gehört. Als jetzt der Knabe mit einem lauten „Guten Abend!“ ihn begrüßt, kehrt er sich rasch und etwas betroffen auf seinem Stuhle um, mit der barschen Frage: „Was wollt ihr hier?“ ob welcher die Kinder sichtlich erschrecken, besonders das Mägdelein, das vor Angst entfliehen will. Der Knabe aber, etwas fecker und beherzter, faßt sich gleich, nimmt die Kleine bei der Hand und hält sie zurück. „Schämst du dich nicht?“ flüstert er ihr zu, „Papa hat dir doch gesagt, daß der Großpapa ein ganz guter Mann ist. Habe nur nicht Angst und sage deine Verklein ruhig und ohne Fehler her!“

„Wer hat euch in mein Zimmer hereingelassen?“ fragt der alte Herr noch ziemlich heftig. Ohne zu antworten, schiebt der Knabe sein Schwesterlein, das ein Blatt Papier in der Hand hält, noch etwas weiter vor. Das Kleine, liebe Mädchen aber hat ihre Händlein gefaltet und spricht mit bebender und darum mehr zum Herzen dringender Stimme:

Fried' auf Erden! so erklang
Einst der Engel Lobgesang.
In der heil'gen Weihenacht,
Die den Heiland uns gebracht.
Fried' auf Erden! süßes Wort!
Es verkündet fort und fort
Gnad' und Huld vom Himmelsthron
In dem eingebornen Sohn.
Fried' auf Erden! Vaterherz,
Fort mit allem Groll und Schmerz!
Vaterherz, dein Sohn ist hier:
Friede, Friede auch mit dir!

Bei den letzten Worten wollte das Mägdelein das, bisher in den Händen gehaltene Blatt, dem finstern blickenden Manne überreichen; auch der Knabe hielt ihm ein anderes Blatt Papier entgegen.

„Was soll dieser Unsinn?“ rief zornig aufspringend der Kaufherr. „Ich kenne euch nicht

und will euch nicht kennen! Wehe dem, der euch hier eingelassen hat!“

Bei diesen bösen Worten fing die Kleine heftig zu weinen an; ihr Bruder aber verlor nicht den Muth, sondern rief entschlossen: „Wie? du willst uns nicht kennen, und bist doch unser Großvater! Ich heiße Ferdinand Bromme, gerade so wie du. Der Vater sagte mir immer, dir zu Liebe hätte er mir diesen Namen gegeben. Das hier ist meine Schwester und heißt Marie Bromme. Wir sind über's Meer herübergekommen, weit, weit, aus Amerika, weil der Vater so große Sehnsucht nach dir hat. Die Vorhin von der Marie hergesagten Verklein stehen auf dem Papier da. Unser Papa hat sie selber gemacht und mein Schwesterlein hat sie schön abgeschrieben. Und hier auf meinem Blatte habe ich das amerikanische Haus gezeichnet in welchem wir wohnen. Diese beiden Blätter sollen das Christkindel sein, das wir dir aus Amerika mitbringen. Da nimm's Großpapa! Nimm's doch!“

Kalt aber und unwillig lehrte dieser den Kindern den Rücken zu, obgleich, wie's schien, augenblicklich ein weicheres und wärmeres Gefühl in seinem Herzen aufsteigen wollte. Seine Augen wurden feucht und ein trampschaftes Zucken flog über seine Züge. Dann aber fuhr er rasch mit der Hand über die Augen, stampfte heftig mit dem Fuße und rief, ohne sich umzuwenden, den Kindern zu: „Fort, fort! Ich mag euch nicht länger mehr sehen und hören! Sagt euerm Vater, daß ich ihn gänzlich aus meinem Herzen und aus meinem Gedächtniß verbannt habe! Er mag nun mit seinen Kindern vor einer anderen Thüre betteln!“

„Betteln, was! Wir brauchen nicht zu betteln!“ erwiderte feck und stolz der kleine Ferdinand. „Wir haben in Amerika just so schöne Zimmer wie du; auch hat Papa schon oft gesagt, daß er mehr Geld verdiene, als wir brauchen. Er hat uns viel von dir erzählt, daß du ein guter und lieber Großpapa wärest und daß du ihm von jetzt an nicht mehr böse sein werdest. Allein ich sehe leider schon, er hat uns nicht die Wahrheit gesagt; nein, nein, du bist kein guter Mann!“ Er sprach's, faßte sein noch immer weinendes Schwesterlein an der Hand und zog's der Thüre zu, mit den tröstenden Worten: „Komm', Marie! weine nicht mehr! Papa hat ja gesagt, daß wir wieder nach Amerika zurückfahren, wenn Großpapa noch immer böse sei, und der will uns nicht einmal ansehen! Da fahren wir lieber wieder über's Meer!“

Jetzt waren die Kinder der Thür ganz nahe.

Der Großvater aber ist in seinen Armstuhl zurückgesunken und bedeckt, von zärtlichem Gefühl überwältigt, sein Gesicht mit beiden Händen. Ferdinand, noch einmal zurückschauend, bemerkt, daß der alte, harte Mann wie geschlagen und gebrochen in seinem Stuhle sitzt, mit beiden Händen sein Gesicht verhüllt und . . . bitterlich schluchzet und weinet. Er läßt schnell der Schwester Hand los, springt zurück und ergreift mit sanfter aber unwiderstehlicher Gewalt der Liebe beide Hände des gebeugten Mannes, bedeckt sie mit Küssen und ruht: „Großvater, lieber, guter Großvater!“

Da zerbricht die kalte, eisige Rinde, welche zehn Jahre lang des strengen Vaters Herz umschlossen hatte. Unaufhaltsam fließen seine Thränen und tief gerührt stammelt er die Worte: „Bleibt bei mir, liebe Kinder! Bleibt bei mir!“

Jetzt wird die Thür abermals geöffnet und herein tritt Frau Bromme mit ihrem wiedergefundenen Sohn und seiner Gattin. Kaum hat Rudolph den Vater erblickt, so eilt er auf ihn zu, kniet vor ihm nieder und fleht mit bewegtem Herzen: „Verzeihung, mein Vater, mein geliebter Vater! Verzeihung dem Sohne, der dich einst so schwer betrübt und beleidigt hat! Gott ist mir gnädig gewesen im fernem, fremden Lande und hat die Arbeit meiner Hände gefördert und gesegnet und mir ein braves, treues Weib und liebe Kinder geschenkt! Eines noch fehlt mir zu meinem völligen Glück: deine Verzeihung! Ich will dir künftighin ein gehorsamer Sohn sein. Und wenn du nicht um meinwillen, nicht um dieser meiner Kinder willen, mir verzeihen und vergeben kannst und willst, lieber Vater, so thue es um Gottes, um unseres Heilands willen! Frieden auf Erden! so klingt ja der Weihnachtsgruß heute noch, wie er einst über den Fluren Bethlehems und an der Krippe erklangen. Der Vater im Himmel hat uns in seinem Sohne, dem lieben Christkinde, vergeben. Vergib um seinetwillen auch deinem reuigen Sohne, mein Vater, mein geliebter Vater!“

Immer fester und inniger hatte Rudolph die Kniee des Vaters umschlungen, immer herzbezüglicher, unter heißen Thränen, zu ihm geredet. Auch seine Gattin war neben ihm niederkniet und hob ihre Hände stehend zum Vater empor, um ihres Mannes Bitten bestmöglichst zu unterstützen. Der Tieferschlütterte vermochte kein Wort hervorzubringen, doch streckte er zitternd seine Hände aus und legte sie still segnend auf das Haupt des heimgekehrten Sohnes. Dann zog er ihn sanft an sich heran und Vater und

Sohn umarmten sich herzlich. Auch die Schwiegertochter und die Enkel ruheten bald an der Brust des veröhnten Vaters und Großvaters. Alles war vergeben und vergessen und Frieden, süßer Frieden hatte, als beglückendes Christgeschenk, Einzug gehalten in dem sonst so öden und freudenlosen Hause, und die Engel Gottes, welche heute noch sich freuen über einen Sünder, der Buße thut, haben sich gewiß an jenem Abend auch herzlich gefreut und den Gott des Friedens und der Gnade dafür gepriesen mit ihren Jubelliebem.

Nun soll aber auch noch von der herzhaften Frau Bromme die Rede sein. Die ergriff endlich ihres Gatten Hand und sagte im Tone treuewährter Liebe: „Väterchen, du vergißt mich doch nicht ganz?“ Da zog der alte Hausherr die geliebte Gattin, welche so lange das Leid und die Einsamkeit seines Lebens treulich mit ihm getheilt und getragen, an sein Herz, und es flossen gemeinsame Thränen der Wonne und der Freude. Nun entwand sich die ehrwürdige Matrone sanft den Armen ihres Gatten und sagte mit schelmischem Lächeln: „Väterchen, darf ich jetzt den Christbaum anzünden und den Weihnachtstisch zurechten, so gut es in der Eile gehen wird?“

„Ja, in Gottes Namen!“ erlaubte der unter Thränen lächelnde Herr Bromme, indem er Kinder und Kindeskinde wieder fröhlich und glücklich herzte und küßte.

Nach Verlauf einer Stunde schon, die jedoch den harrenben Kindern gar lange schien, wurden die Thüren zum Bescherungszimmer geöffnet. Da stand der Christbaum in seinem hellen und funkelnden Lichterglanze. Hier waren die vorhin gar traurig verstedten Geschenke für den Großvater ausgebreitet. Daneben aber lagen die Gaben der Liebe, welche die flinke Großmutter schnell für die Kinder und Enkel, so gut es eben möglich gewesen, besorgt und bereitet hatte. Der Großvater stand mit herzlicher, tiefempfundener Nührung davor, umarmte abwechselnd seine Lieben alle und jubelte immer wieder: „Ja, Friede auf Erden! Habe frohen Dank, mein Gott und Herr! Friede auch in meinem Herzen und in meinem Hause! Sei hochgelobet!“

Aber, siehe da! Auf dem Tische, neben dem funkelnden Tannenbaum, saß noch ein prächtiges vierjähriges Büblein. Es war das dritte Kind aus dem amerikanischen Kleblatte, und das rief fortwährend aus voller Kehle: „Wivat der Großvater und die Großmutter! Juchhe! Nun fahren wir nicht mehr nach Amerika!“